

Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobolitz.

(6. Fortsetzung.)

„Das ist die Frage, Papa. Für Marina vielleicht nicht. Was hat überdies doch auch mitzusprechen. Ich weiß zwar, daß er die Seelen sehr gern hat, aber es ist fraglich, ob er von seinem Liebesfähiger böllig furiert ist, ob er nicht immer noch an die Warnung denkt.“

„Da sei Gott vor,“ entgegnete der Graf erschrocken. „Er kennt unseren Willen. Nur der Baronin wegen haben wir ihn auf die Weide nach Afrika geschickt. Er hat sie nie wieder gesehen und er wird sie auch nie wiedersehen. Daß du je etwas von ihr gehört?“

„Nein — nicht.“ Frau von Seefen verstauchte ihre neue Stellung — irte ich nicht, in der Schweiz.“

„Die Schweiz ist weit.“
„Sie wird sicher ihr gutes Fortkommen finden. Ich habe an sich viel Sympathien für sie übrig gelassen, für auch ein glänzendes Zeugnis mit auf den Weg gegeben.“
„War nur recht von dir, Eleonore. Es ging mir wie dir. Ich hatte sie sehr gern. Sie erinnerte mich immer — Teupens strich mit der rechten über seine Stirn — ich weiß nicht an wen. Aber sie hätte Marzens Bemerkung mit größerer Energie abwehren müssen — hätte einsehen müssen, den vorberichten, daß eine Ehe mit ihm eine Unmöglichkeit.“

„Du lieber Gott, Papa — sie war gebildet.“

„Ja, sie war sozusagen hypnotisiert. Gattin eines zukünftigen Majoratsbesizers, Frau von Lübingen, vermögenslos, in glänzender sozialer Stellung — das alles mag das arme Mädchen gelockt haben. Trotzdem — sie hat sich sehr vernünftig benommen. Ich trage ihr keinen Groll nach.“

„Ja auch nicht — gewiß nicht. In Herzensdingen verzeihen wir Frauen manchem. Wir können übrigens auch was nachsehen, daß er sich taktvoll und richtig aufgeführt hat. Er ist nicht mit dem Kopf durch die Wand gerannt, sondern hat sich schließlich gefügt. Teupensches Blut! Die Ueberlegung siegte.“

Der Graf war stehen geblieben und fragte mit den Nägeln an der Hand eines Spalierpflanzers.

„Ein Dumme, ich möchte wetten,“ sagte er. „Man muß den Väter immer mit der Nase draufstoßen — der Herrlich hängt an, schlammig zu werden. Aber zur Sackel. Hier muß nächster Zeit doch eine Gesellschaft geben — das Raub schlachtet zur Heimkehr des verlorenen Sohnes — da wird die Seelen natürlich auch geladen.“

„Marilisch, Eberhard wird allerdings schimpfen. Er hat die Gesellschaften. Aber es hilft ihm nichts. Besser wir's vielleicht schon, man hätte die Marina öfters einmal und in kleinerem Kreise, vielleicht ganz en famille, bei sich.“

„Das soll später kommen. Zuerst ist eine Beschuppung notwendig, um mich waidmännisch auszuzeichnen. Selbstverständlich halten wir Kellern uns diplomatisch zurück. Aber wir arrangieren es so, daß Mar und die Seelen zuweilen allein sind. Das laß mich nur machen; auf derlei Schiebungen verleihe ich mich. Also wir sind uns einig, Eleonore; zuerst die Gesellschaft, vielleicht schon in nächster Woche. Nach dem mit Eberhard ab! Ja — apropos — von untern gelegentlichen Rücksprachen, Ideen und Kombinationen braucht Eberhard nichts zu wissen — nicht zu viel. Er hat eine zu feste Hand. Die Lübingens waren nie Diplomaten. Er würde da zerfahren, wo wir aufbauen suchen. Das ist kein Mißtrauensvotum, aber die Vorsicht gebietet eine gewisse Discretion. Nicht wahr, Eleonore?“

„Jawohl, Papa. Die Teupens sind feinsüßlicher. Die Lübingens haben auch ihre guten Seiten, aber sie sind aus derberem Holz. Gerade bei heißen Angelegenheiten merkt man das recht. Eine affaire d'amour ist ihnen wie ein Roggenhalm. Der gereizte Sinn geht ihnen ab und, ich kann mir nicht helfen, auch der feste Glaube an unsere Eigenstellung in der Gesellschaft und an die Weisheit der Tradition. Mar konnte sich einmal etwas vergehen, aber er kehrte doch reuenvoll zur Familie zurück. Er hat Vätergefühl und ist trotz all seinen Kramen; er ist eben ganz Teupens. Bernd und Dieter sind noch zu jung, aber siehst du, die Diste, die macht mir Nummer. Das ist das Lübingensche Holz. Du streitest dich öfters einmal mit Eberhard, weil er dir zu mittelparteilich ist und politisch zu wenig richtig ist, und die Diste ertappe ich sogar zuweilen bei förmlich demokratischen Redigungen.“

„Aber, Eleonore, ich bitte dich — sie ist doch noch ein Kind.“

„Mit achtzehn Jahren und ihrer Ausgewachsenheit und ihrem blassen Kopfe! Nein, Papa, sie hat tausend unnütze Krampfen hinter der Stirn und ist ein mutwilliges Ding — das läßt sich nicht ändern. Aber sie ist doch schon ein ganz feiner Charakter, und wenn sie über sogenannte Standesvorurteile lacht, so kommt das von innen. Ich habe die größte Angst, sie wird uns einmal ein Schnippen schlagen und sich als ein ganz feiner Charakter, und wenn sie über sogenannte Standesvorurteile lacht, so kommt das von innen. Ich habe die größte Angst, sie wird uns einmal ein Schnippen schlagen und sich als ein ganz feiner Charakter, und wenn sie über sogenannte Standesvorurteile lacht, so kommt das von innen.“

„So halten wir uns die fern, die uns nicht passen! Das ist doch ganz einfach. Das ist ja das Angenehme auf dem Lande, daß man nicht vom Verkehr überfordert wird. Die paar Bürgerlichen, die dann und wann zu uns kommen, sprechen nicht mit. Wie denkst du denn über den Grafen Tempel?“

Die Baronin schüttelte den Kopf. „Nicht gut, Papa. Er ist ein wilder Mensch, dazu arm, hat nichts als seinen alten Namen. Es eilt mir mit der Diste auch nicht; sie kann getrost noch ihre paar Jahrechen warten. Aber ich muß in das Haus; die Wirtschaftlerin weiß nicht aus noch ein, sobald sie allein ist. Weißt du noch im Parke?“

„Ja, Eleonore. Ich muß meine Räume einmal gründlich revidieren.“
„Ich frage dem Gedächtnis nicht mehr. Wie sind uns klar. Allegehecht Teupens! Adieu!“

Er warf seiner Tochter ein Kupferhändchen auf zwei Fingern nach und wandte sich sodann mit Eifer und Umsicht seinem Spalierobjekt zu.

Drittes Kapitel.

Die jungen Damen schienen es eilig zu haben, auf den Geflügelhof zu kommen. Benedikte stürzte im Laufschritt voran, daß ihre Röcke flohen, und dann kam die Luft an der Wildheit auch über das woblgezogene Trudchen. Sie sah die Witze unter den Arm und wirbelte mit ihr über den gelben Kies, der vor der Schloßkuchentür aufgeschüttet worden war, und Wobden, der Kubel, folgte ihnen kläffend und in lustigen Sätzen nach.

Das Nachtgeschick des Geflügelhofes umschloß einen weiten Raum, einen förmlichen Park und jedenfalls seine unüblich Aufenthalt für die schmetternden und gackernden Kreaturen. In der Mitte, zwischen allem Weiden und nachlässigem Sumpfwuchs vertrat, lag ein ausgehagelter Hügel, das Vuen retro für die Entenwelt, und in einer Ecke stand ein hölzerner Schuppen mit verschiedenen Hühnerleuten, unter dem das Federvieh bei Regen Schutz suchen konnte.

Die Görbitzchen, die sogenannte „Autenkraut“, obgleich sie sich auch mit dem übrigen Geflügel zu beschäftigen hatte und nicht nur mit der Putenwelt allein, stand in der Nähe der Weiden, hatte eine große Schwinge an einem Traktieren um den Hals und warf Futter aus. Demzufolge hatte der ganze Geflügelhof sich um die Vereint und umgab sie wie ein großer Hofstaat die Königin. Die Unterhaltung dieses Hofstaats war trotz eifriger Hingabe an die Wahlzeit eine ungemein lebhaft. Es schmatzte, gackerte, gluckste und frähte. Enten und Gänse besahelten sich stark. Besonders ein alter Gänserich sah von Natur aus böse geartet zu sein, denn wenn ein Entlein einmal in seine Nähe kam, zögerte das Uner mit und dachte mit seinem Schnabel auf die Ente los. Die Gänne benahmen sich dagegen wie immer galant und zuvorkommend, machten den Semmen bereitwillig Platz und luden sie sogar mit leisem Gluckstusch herbei, wenn sie ihnen ein Futterkorn spenden wollten.

Als die Görbitzchen ihre Baronesse kommen sah, nicht sie und sagte: „Schönen guten Morgen oof, gnädiges Fräulein!“

„Guten Morgen, Görbitzchen,“ erwiderte Benedikte; „ist alles in Ordnung?“

„Ach du lieber Himmel, gnädiges Fräulein,“ jammerte die Alte los und schlug einer dicken weißen Senne, die an ihrer Futterkühne emporklatterte, auf den Kopf, „das ist alles nicht so, wie's sein sollte! Von den kleinen weißen Entchen ist noch der eins über Nacht draufgegangen. Ich hab's heute früh tot gefunden — ich hätte weinen können!“

„Aber wie kommt das bloß, Görbitzchen? Das ist nun das dritte, und sie waren doch ganz gesund, als sie zur Welt kamen!“

„Waren sie oof, gnädiges Fräulein. Aber der Frau — der Frau ist mein Enkel der best ist immer. Ich wech mir nicht mehr zu helfen, gnädiges Fräulein. Er kommt und dann heißt er sie. Es ist ein zu wildes Tier. Da ist er schon wieder und lauert bloß drauf, wie er eine kriegt!“

Sie wies nach der Trallage, auf der sich ein wunderschöner Blau-Bergelassen hatte, dessen riefiger Schmelz mit seinen fünfzig farbigen Augen in der Sonne glitzerte, und der lebhaft beobachtend den Kopf hin und her warf.

„Was macht denn die Planchone?“ fragte Benedikte, durch den Anblick des stolzen Tieres auf andere Gedanken gebracht, und wieder begann die Alte zu jammern.

„Gott, die arme Plenne, gnädiges Fräulein — nee, so 'ne arme Plenne! Sie kriegt nicht mehr, reer gar nicht — sie gramt sich zu Tode; sie überlebt ihre Schande nicht mehr!“

„Wir wollen 'mal zu ihr gehen,“ rief Trudchen.

„Nein,“ stimmte die Witze zu, „müssen wir sie einen Krankenbesuch!“

Venedikte nickte und zog davon, wieder im Laufschritt.

Die leidende „Plenne“ hatte sich im den einer Scheune ein Nest gemacht. Da sah sie, eingepreßt zwischen den duftenden trockenen Weizen, und trauerte tief. Sie hatte auch Grund zu ihrer Melancholie. Lange, lange Tage hatte sie über einem Ei gebrütet, aufopferungsvoll und mit dem ganzen Wute einer Weibchen, sich rühend und regend, mit weit gebreiteten Flügeln und aufgeschwungenen Federn. Aber das Junge wollte nicht anschlüpfen und es war doch die höchste Zeit. Da nahm die Görbitzchen ihr das Ei fort und legte es einer brütenden Henne unter, und siehe da, nach zwei Tagen schlüpfte ein junger Frau aus dem Ei, ein ungewohnt häßliches Ding zwar, mit unersichtlichen Fühen und einer Umdeutung auf dem Kopf, aber immerhin ein Frau, der eben schon zu werden versprach, wie die sonstigen feinesgleichen. Und nun begann eine herzstehende Tragödie mit der Mutter. Sie sah ihr Kind und wollte es doch nicht anerkennen und wurde doch immer trauriger, vergrub sich im Sen, verachtete die Welt und wollte sterben. Sie schloß zweifellos die Schande ihres verfehlten Weibchens. Auch um das junge Planchone stand es anfänglich recht schlimm. Es wollte nach Gewohnheit der Vögel aus dem Schnabel seiner Muttermutter geküßelt sein, doch sah, die alte Henne verstand sich nicht darauf, sondern blieb bei ihrer erlernten Manier, bis sie ein sah, daß es auf diese Weise nicht weiterging. Und nun war es bösserlich und rührend zugleich anzusehen, wie Mutter Henne sich Mühe gab, sich auf ihre alten Tage noch mit der Schnabelfütterung vertraut zu machen, wie sie die Körner aufscharte und aufspitzte und ihrem Planchone darbot. Unangenehm war ihr diese Methode natürlich, denn sie schmeckte immer leicht zusammen, wenn das Planchone zu ihrem Schnabel aufspitzte; doch sie bewog sich und hielt tapfer aus.

Die drei Mädchen heimlichleben die frische Planchone und haben ihr allerhand süße Schmeichelnamen, freilichsten sie auch, redeten ihr gut zu. Aber es nützte alles nichts. Die Schmach hatte sie bekommen, und rühlich ging ein letztes Junge über ihre großen Federn und dann war sie tot. Trudchen und die Witze wollten es noch gar nicht glauben, doch Benedikte konnte ihr gefiebertes Weibchen und wußte, daß nichts mehr zu retten war. Die Tränen standen ihr in den Augen.

„Sie ist freiwillig verhungert,“ sagte sie. „Sie hat sich selbst den Tod gegeben.“ Die Planchone machen es ebenso, wenn sie Hunger haben, und im alten Griechenland taten es auch die Menschen. Damals spielte der Schierlingsbecher eine große Rolle. Es ist ganz schrecklich.“

„O arme Tier, arme Tier,“ flügelte auch die Witze und ihre rechte Hand glitt liebesend über den traurig gefesteten Kopf der Henne. „So jung noch und mühte sich sterben. Wir wollen ihn begraben gehn.“

„Ja,“ erwiderte Benedikte, „begraben wir sie in der Stille. Unter dem großen Birnbaum hinter im Park, wo auch schon Wamas Kanarienvogel ruht und der selbige Wobbel Groghabas, Trude, loh an!“

Aber Trude graulte sich; dafür haßte die Witze und so zog man denn über den Hof. Die Görbitzchen begann zu heulen, als sie den Trauerzug sah, und die beiden Jungen stürzten herbei und wollten sich beteiligen. Aber ihre laute Trägheit mißfiel Benedikte.

„Wenn ihr so schreit, werdet ihr nicht mitgenommen, merkt euch das,“ meinte sie ernst. „Nag ein Vogel ist eine Kreatur Gottes und da gibt's nichts zu lachen und zu dalbern. Wenn, laß den Schnabel los oder du kriegt eine Zucht! Das arme Vieh hätte mehr Ehrgefühl als ihr. Holt eure Spaten und dann kommt ihr die Lorengräber sein. Aber Witze werden nicht gemacht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zwangsweg. Bauer (zu einem Dienstmädchen). „Kommen Sie her, setz dich, wo du in der Nähe der Zwangswege ist? Es soll's nämlich dort verschiedene Möbel und Kleider zu verkaufen sein!“

Berner Eindrücke.

Angenehme Mischung germanischer und romanischer Kultur.

Als der Herzog Berchtold von Jähringen 1191 aus strategischen Gründen gegen den widerpenigen burgundischen Adel hier auf Reichsboden, auf dem von der reichenden gleichgerichteten Karte in engem Bogen umflossenen hohen Felsrücken eine Stadt gründete, hier angelehnt der marmorweißen schimmernden Bergriesen auf der einen, der feinsten Jura-steinen auf der andern Seite, in einer klaren und hügelndicht mit reizvollstem Wechsel von Wäldern und Weiden, schimmernden Flußwindungen zwischen jäh fallenden Klüften, saß dieser geniale Stadtgründer ein was Herrliches, das noch so vielen hundert Jahren noch entzückt. Und als die kampfslustigen, harten, politisch klugen regierenden Geschlechter ihre Stadthäuser bauten, von denen ein Teil noch im Besitz ihrer Nachkommen ist, diese wie Burgen so fest auf den harten Steinmassen ihrer Loubengänge stehenden Häuser mit den schäneren wappengeleiteten Toren, geschmückten Hallen, in denen breite Stautreppen zu tiefen Gemächern mit reicher Täfelung, geräumigen Sälen aufsteigen, da fühlten sie ein Stadtbild, das heute noch in seinem Charakter unverändert steht, namentlich die Mehrzahl der Häuser aus dem beginnenden 18. Jahrhundert stammt.

Unverändert ist es in den Straßen, die auf dem langgestreckten, nach dem Fluß jäh abfallenden Hügelrücken sich aneinander drängen, mit ihren ununterbrochenen langen Gängen dämmerig, feinstlich Loubengänge. Ein paar charakteristische Türme, der schönste der „Zuglögge“, mit seinem spitzen Dach und der großen Uhr mit den tangenden Figuren, teilen den Hauptstrassenzug und lassen nach oben und unten das Bild zusammen. So wird von den charaktervoll bewegten Fassaden, den breit vorgelagerten Dächern, den Klauen und Ertern ein wundervoll geschlossenes Bild. Wenn abends der Dämmer verweht und die Schatten sich über das Bild legen, dann das blaue Licht des Abendhimmels über das Bild faltet, dann plätschern lauter die berühmten Brunnen von Bern mit ihren symbolischen, teils dröcklich-humoristischen Steinfiguren. Die Kreuzzeit hat auf beiden Seiten der Altstadt die hügelgewaltigen Brücken über das Flußtal geworden, aus dem alte Häusern und romanische Terrakottengarten steil emporsteigen. Emporelettern zur reichen Plattform, die vor dem ehrwürdigen Münster einen Park bildet mit herrlichem Bild in das Flußtal hinunter und in die neuen Stadviertel hinüber. Sapper zum gewaltigen Maffio des dreieckigerten Bundesplatzes, dessen Kuppel weit hinübergrüßt nach den Bergen. Wenig Städte gibt es, die noch so viel alte Stadtkraft in ihren Straßen finden. Wenige, in denen das Neue an Bauten für Banken, Kaufhäuser, Hotels, für die Wohnhäuser in den neuen Vierteln so verhältnismäßig aus dem Lonschiffcharakter und der überkommenen Bauweise heraus an das Alte angeknüpft wird. Voller heimlicher Winkel, die von Jahrhunderten, von stolzen herrschenden Geschlechtern, von frommer Religionsübung, von altem Rechts- und Handwerksbrauch erzählen, ist diese Stadt.

Hier entdekt der genutzte Schlenker das wappengeleitete Portal, die wichtige Fassade eines Patrizierhauses mit schön verteilten, muschelgezierten Fenstern, deren breite Brüstung ein verhältnismäßig feingliedriges Gitterwerk zeigt, dort ein geheimnisvolles Pforten, von dem eine Treppe nach dem Fluß hinunterführt, dort ein altes Handwerkszettel über einer Tür. Da wo sich der Stadt tragende Hügel zum Fluß hinunterstürzt, über den eine alte Steinbrücke führt, ragt aus dem Häusergewühl die steile Kirche, und jenseit der Brücke blickt der runde Wasserturm die seit Jahrhunderten hier gehaltenen Wappentiere der Stadt, die mit ihrer quaternigen Krone jenseit der Stadt, die mit dem Berner Wappenschlag haben, und denen des Berners ganze Viehgeil.

Im vorderen Teil des Stadtrandes bilden die Löden mit ihrer monotonen Eleganz einen pittoresken Gegenatz zum heimigen Dämmen der Loubengänge, und die für Bern charakteristische Mischung romanischer und germanischer Kultur spricht aus dem Sinn für Solidität und Gehalt, den die übertragene germanische Kunst zeigt. Wie sich in der Stadt das Luzernschloß mit allen Verzierung der Kunst an die gewaltige Krone des schlichten Burgers reht, so wandelt unter den Klauen der Kriegsmilitionär von treubüchere neben dem wahrhaftigen Berner, die internationale Kollerte neben dem braven „Meisli“, der elegante Diplomat „reißt“ Schützern, wie die Engländer bauen, mit dem feinsten Bauer in blauen Kittel. Und das Bild wird bunt durch die zwischen den Leuten angebrachten Verkaufstände mit Blumen, Süßkräutern, Süßigkeiten und anderen kleinen Waren. In der Frühlingssonne ein Bild von lässlicher Fröhlichkeit, aus dem wichtigsten

Deutschland und Frankreich.

Ein unbekannter Brief Emile Olliviers, der anno 1870 französischer Kriegsminister war.

Es ist längst erwiesen, daß die Entwicklung der Ereignisse, die den deutsch-französischen Krieg 1870-71 herbeiführten, keineswegs so einfach und einseitig war, wie sie in den Geschichtsbüchern und populären Geschichtswerken dargestellt ist. Eine hereditäre Feindschaft und zu unheilvolle Feindschaft hatte auf diesen Beispiel erkennen müssen, daß die diplomatische Fäulnis der Macht die Hauptursache der Katastrophe ist, weil dies Spielereignis nicht über die Mächten gewinn, so daß den Menschen die eigene Leistung ihrer Angelegenheiten aus der Hand geschlagen wird.

Eine dieser Spielereignisse, die im Urteil der Geschichte schwankt, ist Emile Ollivier, ein temperamentvoller Südfranzose, erfolgreich, gut, aber übergeignit und lässigenden Willens. Seit 1859 Mitglied der gesetzgebenden Kammer, zunächst in Opposition zu Napoleon III. schreitet er allmählich zur Partei des Kaisers hinüber, um ihn zu einer konstitutionellen, demokratischen Regierungsform zu führen und an der Seite des Kaisers die beherrschende Rolle zu spielen, die ihm in der Opposition nicht vergönnt war.

Unter den Autographen des Leipsiger Sammlers Josef Fintelstein befindet sich ein unbekannter Brief Olliviers aus dem Jahre der äußersten Spannung zwischen Frankreich und Preußen. Dieser Brief mag als eine Ergänzung zu der berühmten Rede gelten, in der Ollivier am 14. März 1867 Thiers gegenübertrat. Als Thiers in dieser Kammer eine Koalition der konservativen europäischen Mächte forderte, um die weitere Entwicklung der emporklimmenden Staatsgebilde Deutschland und Italien zu hemmen, sprach Ollivier gegen den Plan des konservativen Führers, weil man kein Recht habe, die durch den Willen des Volks und durch den Verlauf der Geschichte geforderte Einigung der deutschen Stämme zu bekämpfen; und das neidlose Gehörlosen der deutschen Einheitsbestrebungen verbrügte den Frieden.

Nach dem Kriege von 1866 wollte Bismarck das Fundament der deutschen Einigung durch den norddeutschen Bund schaffen. Aber nicht nur die süddeutschen Staaten bildeten zunächst ein Hindernis, sondern auch die schmale und gewaltlose Entwicklung Preußens. Vor allem mußte Frankreich gewonnen werden. Aber gerade der Vordruck Frankreichs, ein Bündnis mit Preußen zu schließen, falls es die Einverleibung Luxemburgs mit Frankreich förderte und im Falle eines Vorgehens Napoleons gegen Belgien an der Seite Frankreichs stehen würde, schuf den Zündstoff zu den ungeheuren Erregungen des Jahres 1867. Mehrfach stand wegen der luxemburgischen Frage der Ausbruch des Krieges unmittelbar bevor, bis durch die Londoner Konferenz die Neutralisierung Luxemburgs bewirkt wurde.

Am 10. September 1867 wurde der erste Reichstag des norddeutschen Bundes mit einer Ehronrede eröffnet, die eine Adresse der Weisheit an den König zur Folge hatte, des Inhalts, daß der Reichstag jedem Wunsch der süddeutschen Staaten zu Nationaler Einigung mit dem Norden freudig entgegenkommen würde. Der Reichstagsabgeordnete von Norddeut zur Rabenau teilte Ollivier den Wortlaut seiner Adresse mit und erhielt die Antwort:

Et Tropes (War).

Am 8. Oktober 1867. Ein wenig verspätet empfang ich Ihren Brief aus dem Lande, weshalb ich ihn noch nicht beantwortete. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir durch Ihre Adresse gesandt haben. Ich billige sie, weil sie nur patriotisch ist und nicht propagandistisch, und weil sie mit Nachdruck das schöne Wort Frieden betont. Trotz aller Anstrengungen, die bei Ihnen und uns einige böswillige oder verrückte Geister machen, habe ich die feste Hoffnung, daß der Frieden gewahrt werden wird. In Frankreich ist, was man auch darüber sagen mag, dies die allgemeine Stimmung. Unsere Bevölkerung will nicht den Krieg, sie ruft ihn nicht. Der Krieg ist nur in den Wünschen derer, die durch eine Ablenkung nach außen die alle Tage lebhafter werdenden Wünsche dämpfen wollen, welche die Nation zur Wiederherstellung ihrer inneren Freiheit will tut.

Ich meinerseits werde glücklicherweise, wenn meine geringe Stimme dazu beitragen kann, die Borrechte, die Mißverständnisse zwischen zwei mächtigen Nationen zu beseitigen, die vereint durch eine dauerhafte Freundschaft über die Welt als ein strahlendes Band leuchten werden. Gemüthlichen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner Gefühle großer und unpartidischer Hochachtung. Emile Ollivier.

Eingebildete Lebel werden am sichersten durch wirkliche geübt. Nach der Streit würde vermissen, wenn man den Mund so vorichtig öffnete wie den Selbst.

Zwei hübsche Köpfe sind an gute Regierungen zu verpacken. Bertha Bigde, Wittrathere.

Die größten Goldlunde.

Der Ausdruck „Gold Brude“ wird in amerikanischen Leben seit langen Jahren vorwiegend in Verbindung mit Amerikaneigentümlichkeiten angewandt, wobei das Opfer durch Unterwerfung eines wertvollen Gegenstandes für ein Geld- oder sonstiges Verbot befreit worden ist. Es gibt jedoch auch wirkliche und natürlich sehr wertvolle „Goldlunde“, und die Bundesregierung läßt jedes Jahr solche herstellen, für allerlei Gebrauch.

Eines der industriellen Goldlunde, welche Daniel Saw liefert, hat ein Gewicht von 30 Pfund und ist 7200 Dollars wert. Es hat etwa die Größe eines gewöhnlichen Badetisches, wie er zum Baden benutzt wird, ist aber nicht ganz so dick. Im Jahre 1917 fertigten die Münzanstalt von Philadelphia, San Francisco und Denver sowie das Metallprüfungsamt von New York Goldlunde in Gesamtanzahl von 181 Millionen Dollars. Vaniers benutzen solche goldene „Badetische“, vielfach, um Münzen anzuzugehen, sowie für die Goldanstalt. Man schätzt, daß im Jahre 1917 für 70 Millionen dieser Stücke zu Zweifelhafte, Goldplattierung, Platingold und anderen industriellen Verwendung gebraucht wurden; wie viele an Geldes hat, darüber liegt noch feinerliche bestimmte Angabe vor.

Das Sulliongold in dem Zustand, in welchem es die Münzanstalt erreicht, enthält noch Unreinigkeiten. Um es von gewöhnlichen Erden- Fremdstoffen zu befreien, werden es zunächst eingeschmolzen; dann wird eine Quantität Silber beigegeben, und die Mischung wird in eine andere Mischung von Salpeter-Säure getaucht. Das Silber wird auflösend; nach Erhaltung seiner Wirkung wird die Mischung abgelaugt, und es bleibt das jetzt wie ganz reine Gold zurück, welches rotem Kiesel gleicht.

Es eibrigt mir noch, die Feindschaft völlig auszuzeichnen. In diesem Behufe wird das Gold einem starken Druck unterworfen und in „Biegel“ gepreßt, welche an sogenannten Engländern erinnern, — nur mit dem Unterschied, daß jeder Stück dieser Art, in größten Ausgab, 25,000 Dollars wert ist. Nachmals geht das Gold in den Ziegel, um in der Gießform seine endgültige Gestalt zu erhalten. Es hat einen Feinheitsgehalt 999, und das ist feine Ausnahme, so reines Gold, wie sich überhaupt herstellen läßt.

Wenn das Gold zu Münzgangung- Zwecken benutzt werden so wird es zum zehnten Teil Kupfer gemischt. Die Varcon Ziegel werden in Streifen geschnitten und dann unter mächtigen Pressen in den Grad von Dike ausgedrückt, welcher für die Münzen darrt wird. Zuletzt werden Streifen noch unter einer Zylinder Apparat gedrückt, welcher die große Größe heranzubringt. Die Prägnung ist indes noch eine Sache sich.

Obige Goldlunde können in gend einer Münze oder einem Verbot gekauft werden; aber Zahlung ist unter allen Umständen in Goldmünze zu leisten.

Niemand...

Zeit ist ein Hausstand fülle, geht es mir gar sonderbar; Zeit, wenn irgend was passiert, geht es, das es niemand war.

Niemand hat den Topf zerbrochen; Niemand darf das Fenster ein; Niemand hat das Bier verschüttet; Niemand schlug die Keller klein.

Niemand schmeißte aus der Schule; Niemand darf die Lampe um; Niemand stützte die Bode; Niemand bog den Leuchter herum;

Niemand darf den Silberlöffel mit dem Recht auf den Tisch; Niemand kann mir Auskunft geben; Wer denn dieser „Niemand“ ist.

Gesucht wird ein braves Mädchen das Kinder pflegen und hügeln kann.

Herrn Baron von Norddeut zur Rabenau, Abgeordneter zum Reichstag des Norddeutschen Bundes, Berlin.

Der Mann, der dies schrieb, war beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870 Kriegsminister in Frankreich. Gerade er, der viele Jahre hindurch deutsch-französischen Politik getrieben hatte, erklärte, daß Frankreich „leideten Verzens“ diesen Krieg beginnen konnte, und er gehört zu denen, die vom französischen Volk wegen des Unglücks, das dieser Krieg über Frankreich brachte, zur Verantwortung gezogen wurde. Vielleicht hängt heute die Stimme dieses Brutes doppelt laut und eindringlich, weil der Kriegsminister Ollivier es ist, der erkannte, daß niemals durch die Feindschaft, sondern nur durch die Freundschaft Frankreich und Deutschland zum Glück geführt werden können.

Dr. A. P.

Die größten Goldlunde.

Vaniers und Jeweliere brauchen die selben Goldlunde.

Der Ausdruck „Gold Brude“ wird in amerikanischen Leben seit langen Jahren vorwiegend in Verbindung mit Amerikaneigentümlichkeiten angewandt, wobei das Opfer durch Unterwerfung eines wertvollen Gegenstandes für ein Geld- oder sonstiges Verbot befreit worden ist. Es gibt jedoch auch wirkliche und natürlich sehr wertvolle „Goldlunde“, und die Bundesregierung läßt jedes Jahr solche herstellen, für allerlei Gebrauch.

Eines der industriellen Goldlunde, welche Daniel Saw liefert, hat ein Gewicht von 30 Pfund und ist 7200 Dollars wert. Es hat etwa die Größe eines gewöhnlichen Badetisches, wie er zum Baden benutzt wird, ist aber nicht ganz so dick. Im Jahre 1917 fertigten die Münzanstalt von Philadelphia, San Francisco und Denver sowie das Metallprüfungsamt von New York Goldlunde in Gesamtanzahl von 181 Millionen Dollars. Vaniers benutzen solche goldene „Badetische“, vielfach, um Münzen anzuzugehen, sowie für die Goldanstalt. Man schätzt, daß im Jahre 1917 für 70 Millionen dieser Stücke zu Zweifelhafte, Goldplattierung, Platingold und anderen industriellen Verwendung gebraucht wurden; wie viele an Geldes hat, darüber liegt noch feinerliche bestimmte Angabe vor.

Das Sulliongold in dem Zustand, in welchem es die Münzanstalt erreicht, enthält noch Unreinigkeiten. Um es von gewöhnlichen Erden- Fremdstoffen zu befreien, werden es zunächst eingeschmolzen; dann wird eine Quantität Silber beigegeben, und die Mischung wird in eine andere Mischung von Salpeter-Säure getaucht. Das Silber wird auflösend; nach Erhaltung seiner Wirkung wird die Mischung abgelaugt, und es bleibt das jetzt wie ganz reine Gold zurück, welches rotem Kiesel gleicht.

Es eibrigt mir noch, die Feindschaft völlig auszuzeichnen. In diesem Behufe wird das Gold einem starken Druck unterworfen und in „Biegel“ gepreßt, welche an sogenannten Engländern erinnern, — nur mit dem Unterschied, daß jeder Stück dieser Art, in größten Ausgab, 25,000 Dollars wert ist. Nachmals geht das Gold in den Ziegel, um in der Gießform seine endgültige Gestalt zu erhalten. Es hat einen Feinheitsgehalt 999, und das ist feine Ausnahme, so reines Gold, wie sich überhaupt herstellen läßt.

Wenn das Gold zu Münzgangung- Zwecken benutzt werden so wird es zum zehnten Teil Kupfer gemischt. Die Varcon Ziegel werden in Streifen geschnitten und dann unter mächtigen Pressen in den Grad von Dike ausgedrückt, welcher für die Münzen darrt wird. Zuletzt werden Streifen noch unter einer Zylinder Apparat gedrückt, welcher die große Größe heranzubringt. Die Prägnung ist indes noch eine Sache sich.

Obige Goldlunde können in gend einer Münze oder einem Verbot gekauft werden; aber Zahlung ist unter allen Umständen in Goldmünze zu leisten.

Niemand...

Zeit ist ein Hausstand fülle, geht es mir gar sonderbar; Zeit, wenn irgend was passiert, geht es, das es niemand war.

Niemand hat den Topf zerbrochen; Niemand darf das Fenster ein; Niemand hat das Bier verschüttet; Niemand schlug die Keller klein.

Niemand schmeißte aus der Schule; Niemand darf die Lampe um; Niemand stützte die Bode; Niemand bog den Leuchter herum;

Niemand darf den Silberlöffel mit dem Recht auf den Tisch; Niemand kann mir Auskunft geben; Wer denn dieser „Niemand“ ist.

Gesucht wird ein braves Mädchen das Kinder pflegen und hügeln kann.